

Leseprobe



**Eulenspiegels
Enkel**

Markus Veith

Unverkäufliche Leseprobe

1. Auflage April 2013

©2013 OCM GmbH, Dortmund

Gestaltung, Satz und Herstellung

OCM GmbH, Dortmund

Verlag:

OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-verlag.de

Printed in Germany

ISBN 978-3-942672-15-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Erasmus hat ein seltsames Leiden: Nachdem er in seiner Kindheit jahrelang mit Gedichten gefüttert wurde, kann er nur noch und ausschließlich in Versen sprechen.

Da alle Welt glaubt, er verulke sie mit seiner lyrischen Sprache, macht er aus der Not eine Tugend: Er zieht als moderner Eulenspiegel umher und spielt Streiche. Genau wie der berühmte Narr, hält er der Gesellschaft einen Spiegel vor. Er macht vor nichts Halt und nutzt alles, was die heutige Zeit ihm bietet: Einkaufszentren, Fast-Food-Restaurants, Bundeswehr, Internet und Fernsehen. Er führt die Menschen an der Nase herum, aber auch zu manch erkenntnisreicher Einsicht.

„Ich garantiere euch: Ich bin wirklich nur der größte Fan der menschlichen Natur.“

Markus Veith, am 5. März 1972 in Dortmund geboren, arbeitet seit 1997 als freischaffender Schauspieler und Autor. Er spielt in mehreren Produktionen und Dinner-Theater-Ensembles und tourt mit dem Kindertheaterstück „Das Konzert der Tiere“, in dem er als Solo-Darsteller 16 Charaktere verkörpert.

Als Autor hält er regelmäßige Lesungen, produzierte Hörbücher und Hörspiele und wurde mit mehreren Preisen und Nominierungen geehrt. Seine Texte umfassen viele Genres, sowohl inhaltlich als auch stilistisch.

Bühnenbild:

In beiden Akten eine schlichte Bühnenszenerie:

Parkbank, Mülleimer, Laterne, etc.

Kostüm Akt I:

zunächst normale Alltagskleidung:

Jacke, Jeans, Hemd, Schuhe –

dann im Verlauf Umzug: Kostüm, bei dem nichts zusammen passt, was die Augen förmlich schmerzt.

AKT I

Erasmus kommt mit Kleidersack (Kleidersammlung Rotes Kreuz) und pinkem Hello-Kitty-Rucksack, stellt Rucksack beiseite, Kleidersack auf die Bank, wühlt darin herum, holt grellblaue Hose heraus, macht seine Hose vorne auf, zieht sie halb runter, sieht das Publikum.

Na, da schau her. – Halt! Nein! Bitte nicht!

Dies ist kein Anschauungsunterricht!

Habt ihr denn kein Benehmen?

Nun seht schon weg! Ihr solltet euch schämen,
einen fremden Mann so anzustieren.

Man darf doch mal die Hosen verlieren!

versucht, hinter Bank versteckt, umständlich Hosen zu wechseln

Gut, ich seh's ein, ein Entblößter in einer Parkanlage
nötigt zu so mancher Frage.

Ich versichere euch, ich hab meinen Grund.

Nicht wahr? Diese Farbe macht die Augen wund?

Was dem Zeitgeist nicht mehr zugemüet,
wird rot bekreuzt und eingetütet.

So uneitel darf Mann von Welt nicht sein,
dass er zulässt einen unmodischen Schein.

Dieses Textil erfüllte sicher einst seinen Zweck,
straffte die Lenden von einem Dorfjugend-Geck,
der in Scheunendiskotheken seinen Provinzcharme pflegte
und bei Bauernmädchen viel Aufsehen erregte.

Beim Tanz auf der Diele
machte er die Nacht zum Tag.

Es gab nicht viele
von seinem Hosenschlag.

Ich wette, er war ein echter Frauen**begreifer**.

– Ouh, seine Hose ist heut noch ein Hinternkneifer.

Was haben wir hier? Das Leibchen einer Dame von Welt.

Am Parfum hat sie nicht gespart des Gatten Geld.
Für mich gerade recht, das tut seine Pflicht.
Ausgewaschen-Gelb steht heut gut zu Gesicht.
Dies Hemd ... nun, über Geschmack lässt sich streiten.
Willkommen auf dem Jahrmarkt eitler Grässlichkeiten!
Viele so durch die Straßen geh'n:
„Man soll mich auch gefälligst seh'n!“
Und vergessen dabei das Ungebill,
dass niemand sie so sehen will.
Diese Jacke zierte wohl mal einen Herrn,
der gutes Essen schätzte gern.
Man sieht es noch. Hier.
Da nutzte keine Serviette.
Senfsoße, Bier, Vinaigrette,
mit einem ganz zarten Hauch von Limette.
Bis neulich nährte sie, wie viele Klamotten,
nur noch den Hunger diverser Motten.
Tja. Nun ist sie mein. Und ich schätze fürwahr
dies als Beweis für das bunte Repertoire
der Entgleisungen von modern humanen Säugetieren.
Ich werd mich euch als Zerrspiegel präsentieren.

Ach, Menschen ... wir sind so schön rätselhaft.
Es gibt kein Wort, das es silbenarm schafft,
uns zu beschreiben. – Das hat ER wirklich toll gemacht.
Ich glaube, dass er immer noch über seine Schöpfung lacht.
Ist es nicht komisch, dass, so sehr man denkt,
wie kunstreich auch immer man Zeilen verrenkt,
so sehr man sucht und die Sprache verschleimt,
sich im Deutschen gar nichts wirkungsvoll reimt
auf das Wort *Mensch*? Obwohl man doch behaupten könnte,
dass, wenn man sich ein wenig Zynismus gönnte,
dieser Aspekt dann und wann
eine wahre Bedeutung beinhalten kann.
Denn da kann kein Zweifel erwachen:
Einen Reim auf uns kann keiner sich machen.

Ach, Menschen! Man kann uns beliebig vermischen.
Trotzdem bleibt jeder eine Spezial Edition.
Das hat den tollen Nebeneffekt,
dass niemand von uns am Durchschnitt aneckt.
Wie absurd das ist, erkennt man gut,
wenn man betrachtet, was man *unbewusst* tut:
Um Sitzungs-Langeweile auf dem Klo zu überbrücken,
liest man, mangels Zeitung, was auf dem Rücken
von Shampoo-Flaschen geschrieben steht,
auf Döschen, Tuben oder, wenn's nicht anders geht,
studiert man ohne Interesse die Chemikalien
in Mitteln zur Entfernung von Krusten-Fäkalien.
Was soll man im Abort mit literarischen Schinken?
Gegen Abflussreiniger kann kein Goethe anstinken.
Nachts drehen wir verschlafen die Bettdecke um.
Weils so *kühler* ist. – Eine Decke! – Gar nicht dumm.
Wir stellen abends den Wecker auf eine frühere Zeit,
die uns nächstmorgens schafft die Möglichkeit,
bevor wir müde in den Alltag treiben,
noch ein bisschen *länger* liegen zu bleiben.
Entgegen dessen zähl'n wir vor dem Schlummer
die Stunden, die uns nur noch dummer-
weise zum Schlafen verbleiben.
Schon klar. Man sollte das Schlafen nicht übertreiben.
Wir können, ohne was zu essen, in den Kühlschrank sehen,
Sätze zigmal lesen, ohne sie zu verstehen
und uns mit voller Kraft gegen Türen stemmen,
ohne das große Schild *Ziehen* zu erkennen.
Dass Batterien sich leeren, ist schwer zu durchblicken.
„Die Fernbedienung geht; man muss nur die Knöpfe fest drücken.“
Wir rufen uns selbst an, wenn wir das Handy verlegen
und viele Raucher die Überzeugung pflegen,
dass eine Zigarette, die laut Packung wenig Schadstoffe misst,
... gesünder ist.
„Kritik zur Kenntnis genommen –
Ignoriervorgang eingeleitet!“

Der Irrsinn vergeht, so wie er gekommen.
Oh, diese Praxis ist sehr weit verbreitet.
Versteht mich nicht falsch: Ich bin wirklich nur
der größte Fan der menschlichen Natur.
Es gibt keinerlei Gründe des Abscheus.

Oh, ich hab mich gar nicht vorgestellt: Erasmus Odysseus.
Ja, die Namen sind echt. Ich heiße wirklich so.
Ihr meint: „Wow, so benannt, ja, das hat Niveau“?
Mh, dem ist nicht so.
Bei der Frage, welchen Namen ich hab,
gaben meine Eltern ihren Einfluss einst ab.
Mein Vater schlug *Jane* vor, meine Mutter wollte *Steve*.
Der Rest der Familie nicht. Das sei „viel zu primitiv.“
Dazu muss ich erläutern: Meine Abstammung war sehr
... nun, wie nenn ich's? ... bildungselitär.
In meinem Stammbaum fühlt man sich dumm und verloren,
denn auf den Ästen hockten allzeit Professoren,
Gelehrte, Akademiker und Intellektuelle.
Mein Vater galt als Schwarzschaf mit seiner Deutschlehrer-Stelle.
Meine Mutter war zur Zeit ihrer Schwangerschaft
„na ja, immerhin Studentin der Literaturwissenschaft“.
So fand die ält're Generation sich bereit
zu schlichten die elterliche Uneinigkeit,
um ihrerseits meinen Ruf zu optimieren:
„Das Kind braucht einen Namen, der nicht zu kritisieren.“
So wurde gesammelt, wurden Zettel gefüllt,
mit Vorschlägen, dann gefaltet, geknüllt.
Meine Eltern saßen da, stumm und verzagt.
Ihre Meinung war nicht weiter gefragt.
Da ich, noch ungeboren, die Frechheit besaß,
mein Geschlecht nicht zu offenbaren, auf dass
man gezielter und effektiver geleitet
die Ermittlung angehe,
wurd beidgeschlechtlich unterbreitet,
auf dass, wenn man sehe,

ob ich nun Mädchen sei oder Knabe,
man für beides gleich eine Auswahl habe.
Und in dieser Sippschaft von gelehrten Wesen,
wurde das Ergebnis recht ... exzentrisch erlesen:
Tante Ruth, die ein Fan großer Kunst war
schlug *Leonardo* vor und *Mona Lisa*.
Onkel Klaus, Belletristiker, fügte hinzu:
Galadriel, wahlweise *Winnetou*.
Die bibelkundige Cousine Bea
fand *Bathseba* sehr schön, oder *Hosea*.
Schwager Willi, Shakespeare-Experte,
pochte auf *Hippolyta* oder *Laerte*.
Odysseus gefiel der Oma sehr,
neben *Helena*. Na ja, sie stand auf Homer.
Erasmus kam – welch seltsamer Sinn! –
von Tante Hildegards Busenfreundin
aus Rotterdam, die eigentlich nur zu Besuch.
„Hier, schreib mal was auf. Wir haben Zettel genug.“
Ob Großonkel Hans sich einen Scherz nur machte,
als er *Störenfried* und *Rotzgör* ins Rennen brachte,
hat er nie verraten. Ist auch einerlei;
das Ganze war eine groteske Namensnennerei.
Nun wie auch immer: Als ich schlüpfte war klar,
dass ein Mädchenname nicht angebracht war.
Erasmus gewann schließlich die Lotterie.
Odysseus auch, weil Oma schmollte und schrie.
Sie haben mir damit keine Freude gemacht.
Ich wurde gehänselt, geneckt und verlacht.
Denn Schulkameraden es schätzen nicht,
wenn ein Name keiner Norm entspricht.
Sie zeigten enormen Enthusiasmus
beim Erfinden von Spitznamen, die enden auf *-asmus* ...
Es gab Variationen, die so zotig und fies,
dass es selbst abgebrühte Lehrer erröten ließ.

Andererseits: Es hätte schlimmer kommen können.
Wenn ich höre, wie andere ihre Kinder nennen ...
Ist es nicht skurril, wenn amerikanische Promi-Gören,
auf die Namen jener Ortschaften hören,
wo ihre Eltern einst brünstig zur Zeugung kamen?
Man stelle sich vor, wie lauten hier solche Namen.
– „Er sprach schon mit vier, hat viel Geschick,
der Kleine Bub Oer-Erkenschwick.“ –
– „Unsere Kleine weint sofort, will man nicht mit ihr schmusen.“
„Na ja, du hast sie verwöhnt, eure Leverkusen.“ –
– „Jetzt komm hierher! Nun ist es genug!
Kriegst eins auf den Arsch, Affenburg!“ –
„Früher ging es nur um ihn.
Dann kam sein Schwesterchen Berlin.
Tja, das hat er nun davon ...
der Bonn.“
Und bei Zwillingen wird's besonders heikel:
„Dies ist Wanne. Das ist Eikel.“

Meine Eltern hatten geschworen,
mich sorgenfrei zu erziehen.
In den Siebzigern geboren,
in den Achtzigern gediehen,
hab ich mit Fischer-Technik und Zauberwürfel gespielt
und, damit die Walkman-Batterie länger hielt,
vom Radio bespielte Kassetten per Bleistift rotiert.
Ich wusste, wie ein PEZ-Spender funktioniert.
Ich habe viele seltsame Erfahrungen erworben
und keine davon hat mich maßlos verdorben.
Dennoch muss ich gestehn, dass ich als Bube
viel Chaos anrichtete in unserer Stube.
Zu meiner Verteidigung sei immerhin erklärt,
dass ein Kind nur lernt, wenn es die Welt selbst erfährt.
Und meine Eltern lernten, wie man Kinder-Neugier versteht:
Dass, wenn sie „Au weia!“ hörten, es meist war zu spät;
und wenn seltsame Gerüche durch die Wohnung schwelten,

sie besser Eile, Flucht oder den Notruf wählten.
Auch, dass es klug, im sprachlichen Umgang penibel
Worte zu meiden, die physikalisch inkompatibel.
So verzichte man auf alle Fälle
auf die Nennung von Knete ... und Mikrowelle.
Diese Worte im Duett erfüll'n nur dann einen Zweck,
wenn man weiß: Wie kriegt man die Schweinerei wieder weg?
Das Argument, dies und jenes sei im Film nur legal,
ist einem Knaben von sechs Jahren schnurz und egal.
Mein Forscherdrang in alltäglichen Dingen
ließ mich unterhaltsame Kenntnisse erbringen.
Denn mit einer Lupe und mit ruhiger Hand
entfachte ich leicht einen Fenstercouchbrand.
Ich habe so viel Götterspeise ins Badewasser gerührt;
später darauf zu hüpfen, hat nicht funktioniert.
Unser Deckenventilator-Gerät
verlor eindeutig an Stabilität,
als ich, mit Batman-Cape umtucht
per Hundeleine habe zu fliegen versucht.
Und unsere Katze es nicht grad entzückte,
als ich sie in die Trommel der Waschmaschine drückte.
Hat man's nicht gesehen, so glaubt man nicht,
wie viel so ein süßes Tierchen erbricht.

Nun war es so, dass mein Elternpaar
strikt antiautoritär eingestellt war,
keinen Wert auf diktatorische Schläge legte
und mehr didaktische Bestrafung pflegte.
Was heißt, dass ich mir nie eine Ohrfeige fing.
Meine gebildete Mutter viel perfider vorging.
Für gewöhnlich schloss Vater sich duckmäuserisch an,
dass ich, wenn ich groben Unfug getan,
Gedichte auswendig zu lernen hatte.
– Ganz ehrlich, ab und an eine satte
Ohrfeige hätte ich vorgezogen,
die hätte mir weniger den Kopf verbogen.

Ich wäre lieber zu Bett ohne Abendessen,
als mir zeilenweise Rilke in den Kopf zu pressen.
Vogelweide und Ringelnatz
fluteten meinen Silbenschatz.
Mit Kellers Gottfried und Kästners Erich
wurde ich metrum- und versmaß-fähig.
Erträglich war'n nur Roth und Morgenstern,
Busch und Erhard. Doch, die hatt' ich gern.
Aber Goethe und Schiller! – Oh, sie lehrten mich hassen.
Lessing und Borchert! – Nicht zu erfassen.
Tucholsky! – Tut mir leid, aber auch als Peter Panter
wurde er für mich nicht viel interessanter.
Fried, Novalis und Hermann Hesse
wucherten im Hirn wie Gartenkresse.
Hölderlin, Hoffmannsthal, Uhland und
Büchner, Brentano, Wedekind, Klabund.
Sie reimten mir alle Nerven wund.
Ich zitierte mir einen Fusselmund.
Von Brecht wurd mir schlecht.
Althaus: Ein Graus!
Jandl Geschandl
und Hebbel Geschnebbel ...
Doch ich lernte die Texte. Denn, so das Gebot,
sonst drohte viel Schlimmeres: Fernsehverbot!
Was für mich noch quälender war.
Ich brauchte meine Tagesdosis *Barbapapa*.
Ich lernte Löns, um *Löwenzahn* zu sehen.
Und für Kleist sollte mir *Captain Future* entgehen?
Nein. Grillparzer konnte ich aus dem Effeff,
erst danach zu *Star Trek*, sechs Uhr, ZDF.
Meine Eltern jubelten. „Welch Triumph!
Für nur eine Folge *Lederstrumpf*
paukt er ein ganzes Shakespeare-Sonett!“
Klar. Kam ich ins Stocken, musst ich früher zu Bett.

In meiner Verzweiflung habe ich wirklich gedacht,
mit der Lyrik-Folter sei meine Sühne erbracht.
I wo! Um ihre Methode zu profilieren
ließen sie mich bald bei jeder Gelegenheit zitieren.
Auf Geburtstagsfeiern, vor vollgefress'nen Gästen,
zu Weihnachten und auf Familienfesten
durfte der Clan meinen Lernerfolg testen.
Sogar zu Ostern. Ach, an allen Feiertagen
hatte ich das mühsam Erlernte aufzusagen!
Dabei hasste ich jeden Vers. Mich ekelte jedes Gedicht.
Doch so sehr ich auch klagte, man hörte nicht
meine eigenen Worte. – „Nein, Kind, das ist nicht richtig.
So spricht man den Reim; der Rhythmus ist wichtig!
Was sagst du? Ach! Lass das Gestöhn!
Sprich noch mal den Rilke, den kannst du so schön.“

Glaubt mir oder glaubt es nicht:
Jedes einzelne Gedicht
richtete einen Schaden an,
den ich kaum bemessen kann.
Welchen? – Fragt ihr euch nicht, warum ich so spreche,
weshalb ich so blumig radebreche?
Nun, ich begann in meiner Teenagerzeit
zu meutern; was schon seit Ewigkeit
so üblich ist in dieser Altersklasse;
da hob ich mich nicht ab von der Masse.
Ich wütete: „So, jetzt ist Schluss!
Ein Ende hat dieser Lyrik-Stuss!
Ich will nicht mehr! Das ist es gewesen!
Ihr könnt euch selbst die Jamben vorlesen!“
Doch meine Eltern – wie auch jeder Jahrgang –
zerflauteten meinen aufsässigen Sturmdrang.
„Bürschchen, dass du nur nicht so bellst.
Solang du die Füße unter diesen Tisch stellst,
hast du nicht zu knurren und nicht zu klagen,
hast das zu tun, was wir dir sagen.

Und nun dringe an unser Ohr
kein Wort mehr *von dir*.
Hier. *Poes Rabe*. Den nimmst du dir vor.
Hast Zeit bis vier.“

„Einst um eine Mittnacht graulich,
da ich trübe sann und traulich
müde über manchem alten Folio längst vergessner Mär ...“
Und ich fürchtete, oh, fürchtete sehr,
das nehme ein Ende ... nimmermehr.

Und ich schwor mir im Stillen, insgeheim:
„Ab achtzehn, da lass ich das Reimen sein.
Dann, volljährig, bin ich Herr meiner Rechte
und lass nie mehr zu, dass man lyrisch mich knechte.
Dann sag ich, was ich will, wohinter ich steh.
Nur noch, was ich denke, tut es auch weh.
Meine Worte, meine Meinung, meine Gedanken,
ungeschliffen, ungebremst, ganz frei von Schranken.
Ich hau den Menschen um die Ohren
meine Sicht der Welt, brutal durchgegoren.
Allein meine Worte sollen es sein;
nicht die von irgend'nem Dichterlein.
Dies gereimte Gequäle
mach ich dann nicht mehr mit.“
Ich schwor es bei meiner Seele
auf den Michael-Jackson-Bravo-Starschnitt ...

Ihr fragt euch: Wenn es ihn nervte so tierisch,
warum quasselt der Kerl noch immer so lyrisch? –
Nun, weil es schließlich irgendwie anders kam
... Gibt es so was wie Schicksals-Magie,
die, was auch immer im Leben man plant,
Alternativen schafft, zynischer als geahnt?
Denn exakt am Tage meiner Volljährigkeit
begann für mich meine Leidenszeit:
Ich erwachte und seit dieser Stunde

kam nur noch Sprach-Harmonie aus meinem Munde.
Es bog mir den Verstand schier krumm.
Ich kam ums Reimen nicht mehr rum.
Was auch immer ich fortan sprach aus,
es lief auf die gleiche Silbe hinaus.
Was ich seit diesem Tage schwätzte,
mir unerbittlich mein Leben verätzte.
Denn natürlich meinte zunächst jedermann,
dass mein Verhalten nur Unfug sein kann.
Meinen Eltern wurde es angst und bang,
als ich nicht stoppen konnte den lyrischen Zwang:
„Ach bitte, Junge, nun lass doch den Mist.“
„Wenn es“, so heulte ich, „doch nicht zu lassen ist!
Selbst wenn ich mich noch so konzentrier’,
Es kommt ein Reim raus, ganz so wie hier.“
Ich konnte mich selbst nicht überlisten!
Also schleppten sie mich zu Spezialisten,
zu Logopäden, zu Sprachtherapeuten.
Doch niemand wusste diesen Reim-Trieb zu deuten.
Vergeblich stopfte man Pillen in mich rein.
„Mein Herr, meine Dame, meinen Sie nicht, es könnte sein,
dass Ihr Sohn Sie einfach verarscht?“ – Leider nein.
Ich flog von der Schule, da jedermann dachte,
dass ich mich poetisch lustig machte.
Denn meine Reim-Obsession führte zu jeder Zeit
zu reimgebundener Unhöflichkeit.
„Wären Sie so freundlich, mir die Uhrzeit zu sagen?“
„Natürlich kann ich, wenn Sie so direkt fragen:
Es ist Viertel vor zwanzig nach zehn Uhr fünfzehn.“
Auf zehn Uhr zwanzig lässt sich kein Reim dreh’n.
Oder am Bahnhof: „Junger Mann, wann geht der Zug
von welchem Gleis nach Bremen?“
„Das kommt darauf an, wie schnell Sie im Flug,
die Beine unter die Arme nehmen.
Ja, ich weiß, das reimt. Ich kann es nicht lassen.
Doch bevor Sie nun Ihren Zug verpassen ...“

„Ungeheuerlich!“ –
„Nun schimpfen Sie nicht. Ich meine es ehrlich.
Wirklich, Ihre Empörung ist gänzlich entbehrlich.“
„Frechheit!“ – „Nein, es ist nicht wie du vermutest.
Und wenn du dich nicht schnellstens spatest,
dann ...“ – „Jetzt duzen Sie mich auch noch!“ –
„Meine Dame, ich sagte Ihnen doch:
Ich kann nichts dazu!
Ich muss reimen, immerzu.“ –
„Banause!“ – „Gute Frau, ich verdiene nicht solche harten ...“ –
„Flegel!“ – „Sie sollten, statt zu fluchen, nun wirklich starten.“ –
„Lump!“ – „Wenn Sie jemand andren zu fragen belieben ...
Ach, zu spät. Ihr Zug fährt ab von Gleis sieben.“

Auch war die Sache mit der Berufswahl
eine Qual, die mir Geduld stahl.
So bei der Beratung: „Na, Jüngelchen,
denn sagen Se mal,
wat Se besonders jut könn’.“
„Naja, ich würde gerne verzichten
auf ’nen Beruf mit viel Reden. Ich kann nichts als dichten.“
„Oh, na denn machen Se doch Karrjere,
wenn dem so ist, mit ’ner Versiegler-Lehre.
Ooch im Glaser-Metier hat man heute nun,
mit Wärme-Dichtung viel zu tun.“
Ich sprach vor in Dienstleistungs-Betrieben,
hab Maler, Maurer, Klempner angeschrieben.
Bewarb mich als Gärtner, Schreiner und Bäcker,
als Tierpfleger, Maschinist und Dachbedecker.
Berufe, wo ich glaubte, Sprache sei nicht so wichtig.
Doch überall: „Vergiss es, Junge, du musst schon richtig
reden können. Die Kunden laufen mir ja weg,
sobald du was sagst. Nee, das hat keinen Zweck.
Hier hast du zurück deine Bewerbungsmappe.
Lern erstmal, wie man dicht hält die Klappe.“

Und wie mulmig wurde es mir zumute,
wenn Disko-Mädchen ihre weiblichen Attribute
voluminös unterm engen Hemdchen trugen
und unverfängliche Fragen frugen.

„Hey, du! Darf ich dich mal um Feuer bitten?“

„Oh ... w-wertes F-Fräulein, Ihr habt da zwei ... felsfrei unbestritten
ein Anrecht auf höfliche S-s-itten.

Wisst Ihr, meine Sprache ist mir jüngst entgl-gl-itten,
worunter ich leide, wie noch niemand gelitten.

Da will ich ... *willig* ... nicht mmm-eutern,
möcht nur ... wenn ich mal darf ... gerne erläutern:

Ihr Bitten lässt mich sehr ... erquicken,
denn wohl tut ihr meinen Blicken,
sodass ich denk, dass nur ein Nicken
von euch mir könnt' die Nerven flicken,
damit mein Herz kann weiter ticken ...

Wenn ich sage was ich denke, dann ist es vorbei:
Dann wird das hier nicht mehr ganz jugendfrei.“
Sie gaffte mich an: „Sag mal, bist du nicht dicht.“
Ich sagte: „Hab kein Feuer, ich rauche nicht.“ ...



Menschenfischer

Markus Veith

Kurz vor Ostern wird der Volontär Patric spontan und unvorbereitet in ein Interview geschickt. Die Künstlerin Elisa Hain will die Hintergründe des Rosenmontagsanschlags aufdecken, der Wochen zuvor verübt wurde. Bei dem noch nicht identifizierten Todesopfer, so behauptet sie, handele es sich um ihre Nichte Susanne. Während die Künstlerin den bizarren Leidensweg ihrer Nichte beschreibt, führt sie den Volontär zu Orten, an denen sich Susannes Lebensgeschichte zugetragen haben soll.

Als Patric von dem *Klub der Menschenfischer* erfährt, einem skurrilen Geheimbund stadtbekannter Gestalten, wittert er einen Knüller. Doch bald darauf kann er nicht mehr zwischen Schein und Sein unterscheiden.

Printausgabe: ISBN 978-3-942672-19-1 | 330 Seiten | 15,90 €

E-Book: ISBN 978-3-942672-24-5 | 9,49 €



Zeitlauscher

Markus Veith

Als er klein war, war seine Welt Kauderwelsch. Ein wirrer Urwald aus Sprache.

Der junge Konrad hat ein außergewöhnliches Talent: Er kann in die Vergangenheit hören.

Zunächst prasseln die Stimmen noch unkontrolliert auf ihn ein, doch mit der Zeit lernt er, seine Gabe zu verfeinern und zu nutzen. Dabei muss er feststellen, dass Zeitlauschen nicht nur von Vorteil ist: Er durchlebt grausame geschichtliche Ereignisse, erfährt Dinge, die ihm besser verborgen geblieben wären und kämpft mit seinem Gewissen.

Dann verliebt er sich in Klara – ein Mädchen, das vor 470 Jahren lebte. Fast täglich treffen sie sich an einer alten Eiche, wo sie trotz der zeitlichen Entfernung Nähe finden. Bis Klara durch eine Unvorsichtigkeit in Gefahr gerät.

Printausgabe mit Daumenkino:
ISBN 978-3-942672-41-2 | 107 Seiten | € 11,00

E-Book
ISBN 978-3-942672-42-9 | 4,99 €